

Im Strudel einer Panik

Autor(en): **Niemann, G.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung**

Band (Jahr): **40 (1964-1965)**

Heft 2

PDF erstellt am: **16.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-704123>

Nutzungsbedingungen

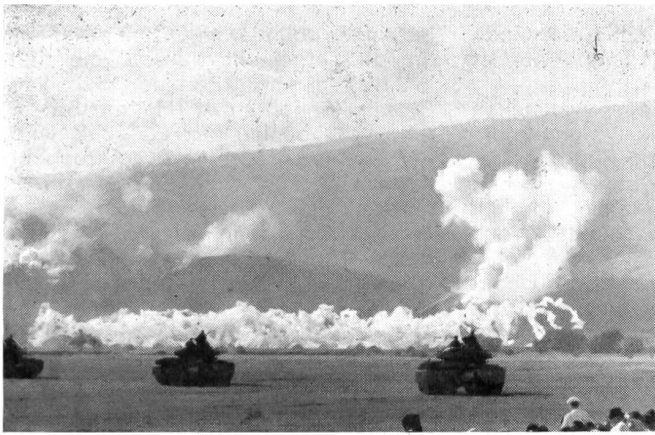
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

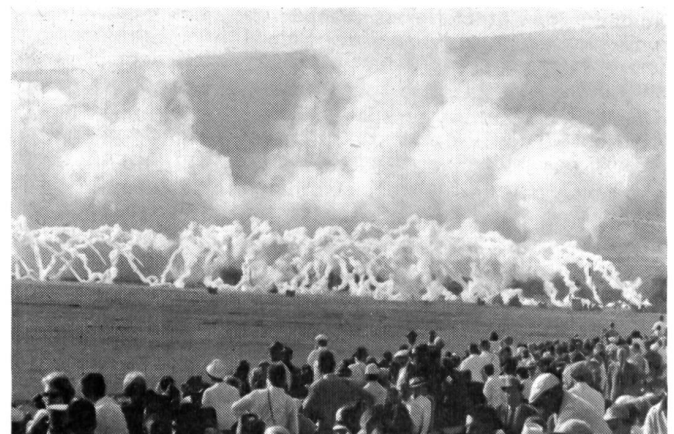
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Im imposanten Zusammenspiel von Feuer und Bewegung entwickelte sich in allernächster Nähe der 60 000 Zuschauer das Geschehen im heutigen Gefecht mit den ganz auf die Kraft des Feuers ausgerichteten Höhepunkten, um drastisch zu zeigen, was der Schweizer Soldat heute braucht, um in einer modernen Landesverteidigung bestehen zu können.



Gut geschützt durch die bereits in vorderster Linie stehenden Panzer, können auch die Panzerabwehrkanonen, die rückstoßfreie BAT, nachgezogen werden.



Ein Ausschnitt aus dem Geschehen der großen Wehrvorführung, als sich die nachgezogenen Panzer-Grenadiere einnebelten und die Luftwaffe die Bekämpfung überraschend aufgetretener Widerstandsnester des Feindes übernahm.

Im Strudel einer Panik

Von G. Niemann, Hannover

«Endziel aller Kampfhandlungen ist es, den Kampfwillen und die Kampfkraft des Feindes zu brechen.» Wege zu diesem Ziel gibt es viele. Einer davon heißt: Ueberraschung. Ein anderer: Nachschublinien und Versorgungsbasen des Gegners unterbinden, ausschalten oder zerstören. In einem beweglich, weit aufgelockert geführten Kampf sind diese beiden Wege sehr erfolgversprechend. Sie sind daher stets anzustreben. Es muß aber dabei berücksichtigt werden, daß diese Wege keine Einbahnstraßen sind, das heißt: auch der Gegner wird sie beschreiten, wenn er der Meinung ist, dadurch schneller zum Ziel zu kommen.

Jede Truppe muß somit ständig mit feindlichen Angriffen rechnen. Sie muß sich daher in jeder Lage, zu jeder Zeit und an jedem Ort sichern. Sie darf nicht unvorbereitet in Kampfhandlungen verwickelt werden. Sie darf sich nicht überlassen lassen.

Wie verhängnisvoll sich ein überraschender Angriff auswirken kann, wenn die Truppe sich sicher fühlt und unvorbereitet angetroffen wird, zeigt das nachfolgende Erlebnis aus dem letzten Krieg, das von der Flucht bis an die Grenze der Meuterei reicht.

Die Schilderung beruht auf Tatsachen. Sie ist an keiner Stelle übertrieben, wohl

aber sind einige Ereignisse wesentlich gekürzt, andere gänzlich unberücksichtigt geblieben, obgleich auch diese die in der Truppe herrschende Moral deutlich widerspiegeln, auch wohl zum Teil als Mitursache des Verfalls der Truppe angesehen werden können.

Die schonungslose Wiedergabe des Geschehens soll aber weder den Soldaten noch die Führung diffamieren. Menschliches Versagen ist kein Vergehen oder Verbrechen, auch dann nicht, wenn es zu einer Katastrophe führt. Der Mensch ist zwar mehr als eine Maschine, doch irgendwo sind auch ihm Grenzen gesetzt. Sein Leistungsvermögen und seine Kraft

finden irgendwo ihr Ende. Und wenn ein Mensch sein Endstadium erreicht hat, dann muß ein anderer, der stärker belastbar ist, an seine Stelle treten. Dieser Zeitpunkt muß rechtzeitig erkannt werden. Wenn das nicht der Fall ist und eine Truppe nicht in sich gefestigt ist und das Vertrauen untereinander und zur Führung fehlt, dann verliert diese Truppe auf Grund unzureichender Autorität ihren Halt und ihre Widerstandskraft; sie ist anfällig und Gefahren ausgesetzt, die normalerweise in der Anfangsphase bekannt werden können.

Die Publikation einer Flucht, einer Panik, eines Chaos oder gar einer Meuterei in den eigenen Reihen ist ein heikles Thema. Doch wir dürfen unsere Augen nicht vor der Wahrheit schließen, denn: auch wir haben nicht nur gesiegt, unser Rückzug war nicht immer eine »planmäßige Absetzbewegung«, wie es in den Wehrmachtsberichten gestanden hat; auch wir haben »Schlappen« erlitten; auch wir sind mal getürmt und geflüchtet — nicht nur unsere Feinde; auch wir sind nicht gegen die Panik und ihre Folgeerscheinungen gefeit gewesen, — wir sind es auch heute nicht und werden es in der Zukunft wohl auch kaum sein.

Das Bundesministerium der Verteidigung hat in der Schriftenreihe der Inneren Führung ein Heft PANIK herausgegeben. Abschnitt G dieses Heftes enthält einige Faustregeln zum Erkennen, Verhüten und Bekämpfen von Panik im Ernstfall. Diese Hinweise sind von großem Wert; doch sie sind es nur dann, wenn sie bekannt und befolgt, wenn sie rechtzeitig angewendet werden. Was aber ist, wenn irgendwo eine kleine Gruppe in den Strudel eines vollendeten Paniksturms ganzer Kompanien, Bataillone oder gar Regimenter hineingerissen wird?

- Panik erkennen? — zu spät!
- Panik verhüten? — auch zu spät!
- Panik bekämpfen? — unmöglich!

Warum?

*

März 1944, Tscherkassy—Uman

Der Kessel westlich Tscherkassy ist freigekämpft. Einige Kampfverbände werden aus der Front herausgezogen, darunter eine schwere Panzerabteilung. Diese fährt nach der Ortschaft Potash, in der die Werkstattkompanie und Versorgungsteile bereits seit Beginn des Einsatzes liegen.

Am 2. März wird die Abteilung verlegt. 21 Panzer, die infolge Zeitmangels und fehlender Ersatzteile nicht mehr einsatzbereit gemacht werden können, bleiben in Potash zurück. Dazu ein Nachkommando in Stärke von fünf Panzerbesatzungen, einer Werkstattgruppe sowie einer 18-t-Zugmaschine mit Besatzung. Dieses Nachkommando hat den Auftrag, die Tiger auf die für Anfang März zugesagten Symswagen (Spezialwagen der Reichsbahn für Panzer VI) zu verladen und einer Armeewerkstatt im Karpaten-Raum (Sanok?) zuzuführen. Danach soll das Kommando zur Abteilung zurückkehren.

Führer des Nachkommandos ist ein Leutnant vom Abteilungsstab. Es kommt aber alles ganz anders. Die Tiger werden nicht verladen, und

das Nachkommando stößt erst Ende April wieder zur Abteilung. Was ist passiert?

Am 4. März sind die sowjetischen Truppen zu einer Offensive gegen die deutsche Heeresgruppe Süd angetreten. Zwei Tage später stehen sie hart nördlich Buki, etwa 18 km nördlich Potash, wo zu diesem Zeitpunkt noch nichts von dem feindlichen Vorstoß bekannt ist. Am Bahnhof wird sogar noch ein Lebensmittel-Transport entladen und die Ware in einem Schuppen eingelagert.

Am Nachmittag des 6. März treffen in Potash verwundete Soldaten ein. Sie sollen sich bei der Verwundeten-Sammelstelle am Bahnhof melden. Eine solche Einrichtung gibt es aber in der ganzen Gegend nicht. Sie werden weiter in Richtung Uman geschickt. Die Verwundeten berichten von Kämpfen mit schnellen Feindverbänden. Nähere Angaben können sie allerdings nicht machen. Ihre Meldungen werden von der Kommandantur in Potash nicht ernst genommen. Diese Dienststelle hält dann auch erst auf Drängen des Nachkommandos Rückfrage in Uman und teilt dem Führer des Nachkommandos daraufhin mit, daß der bei Buki aufgetretene Feind — es handelt sich angeblich um schwächere Kräfte — spätestens auf der Linie Mankovka—Ivanki aufgefangen wird. Die verständliche Sorge des Nachkommandos, die Panzer könnten nicht rechtzeitig verladen werden, wird mit dem Hinweis abgetan: Das überlassen sie man der obersten Führung! — Damit ist das Schicksal der Tiger besiegelt.

Am Abend dieses Tages ahnt noch keiner des Nachkommandos etwas von der Katastrophe, die bereits begonnen hat, die 12 Stunden später auf Potash übergreift, 24 Stunden später (für das Nachkommando) ihren Höhepunkt erreicht (Sprengung des 20. Tigers) und 36 Stunden später (für das Nachkommando) in Uman ihr Ende findet.

Kampfgruppe ohne Soldaten

7. März, 0530 Uhr: Alarm beim Nachkommando. Seit etwa zehn Minuten wird in gar nicht so weiter Ferne mit Handfeuerwaffen geschossen. Der Leutnant begibt sich sofort zur Kommandantur, denn anscheinend ist der Feind doch nicht auf der Linie Mankovka—Ivanki aufgehalten worden. Es muß also dringend etwas unternommen werden, damit die Panzer noch rechtzeitig verladen werden können. Die Soldaten des Nachkommandos treffen inzwischen alle nötigen Vorbereitungen zum Abschleppen der Panzer zum Bahnhof.

0620 Uhr: Der Leutnant kommt von der Kommandantur zurück. Er läßt das Nachkommando sofort zur Lageklärung antreten. Was er berichtet, ist niederschmetternd: Die Bahnhofskommandantur hat Potash über Nacht ver-

lassen. Es soll hier im Ort eine Kampfgruppe aufgestellt werden, die den feindlichen Angriff an der Bahnlinie Gaissin—Smjela zum Halten bringt. Am Bahnhof ist ein Gefechtsstand eingerichtet. Der Kampfgruppen-Kommandeur ist ein Major. Er hat Befehlsgewalt über alle Soldaten und Truppen im Raum Potash. Auch die Panzer sind ihm unterstellt.

«Ich habe den Major gefragt», berichtet der Leutnant, »ob denn die Panzer nicht mehr verladen werden? Er hat darauf geantwortet: ‚Hier wird nicht verladen, hier wird verteidigt, und zwar mit allen Mitteln!‘ — Ich habe bis 0715 Uhr die Einsatzbereitschaft der Panzer zu melden.»

Sehr begeistert ist keiner von dieser neuen Aufgabe.

Der Leutnant fährt in seinem Bericht fort: »Ich habe den Major darauf hingewiesen, daß die Panzer teils kampftauglich, teils bewegungsunfähig und teils sogar beides sind. Das hat aber wenig Eindruck auf ihn gemacht. Er hat mir darauf geantwortet: ‚Dann werden sie eben eingegraben!‘»

Im Grunde ist das keine schlechte Lösung, denn wenn die Panzer schon nicht mehr zurückgebracht werden können, dann sollten sie wenigstens noch, soweit überhaupt möglich, für den bevorstehenden Kampf eingesetzt werden. Doch wer soll sie eingraben? — Wo sollen sie eingegraben werden? — Sie müßten in die Stellungen geschleppt werden. Das verlangt Arbeitspersonal und viel Zeit. Und dann kommt das nächste Problem: Was nützt ein eingegrabener Panzer, wenn er keine Besatzung hat und nicht schießen kann. Und Munition ist nicht vorhanden. Die Panzer sind ja nicht zur Erfüllung eines Kampfauftrages in Potash zurückgelassen, sondern weil sie zur Erfüllung eines Kampfauftrages unbrauchbar sind.

«Der Major», fährt der Kommandoführer fort, »ließ sich nur schwer von meinen Ausführungen über den wahren Zustand unserer Panzer überzeugen. Er wollte es einfach nicht glauben. Ich habe ihm aber versprochen, die Tiger, die für eine örtliche Verteidigung noch eingesetzt werden können, einsatzbereit zu machen. Ich habe ihm aber gleichzeitig wenig Hoffnung gemacht.»

Nach dieser allgemeinen Schilderung der Lage gibt der Leutnant den Auftrag bekannt: Verteidigung an der Bahnlinie Gaissin—Smjela. Der feindliche Angriff ist unter allen Umständen abzuwehren. Ueber den Feind liegen keine Nachrichten und Meldungen vor. Aufklärung setzt die Kampfgruppe gesondert an.

Ueber Unterstützung usw. wird nichts gesagt. Das bedeutet also: Verteidigung mit defekten Panzern, ohne jegliche Unterstützung, denn die Kampfgruppe, deren Kommandeur der Major ist, existiert überhaupt nicht. Sie soll erst aus zurückkommenden Truppen und Soldaten aufgestellt werden. Die Panzer bilden zunächst den Stamm.

Alles weitere soll sich dann um diese sammeln und entwickeln.

Ein solches Unternehmen muß von vornherein als gescheitert angesehen werden. Eine Kampfgruppe ohne Soldaten ist eine Wahnsinnsidee.

Sehr wahrscheinlich erscheint diese Kampfgruppe auf irgendeiner Lagekarte. Sie ist dort also existent und doch nicht vorhanden; sie wird eingesetzt und erhält Kampfaufträge; sie entwickelt aber keine Aktivität, tritt niemals in Erscheinung, kann nichts verhindern und nichts erringen. Und irgendwo ist man dann enttäuscht, ganz zu schweigen von den Folgen, die eintreten können.

Aber was erwartet man von einer Kampfgruppe ohne Soldaten, von einer Kampfgruppe, die nur einen Kommandeur und einen Stab, die einen Namen oder eine Nummer hat, von einer Kampfgruppe, die, soweit das Glück oder der Zufall es zulassen, erst während des Kampfes Form und Gestalt annehmen soll? — Glück und Zufall darf man zu den Elementen des Krieges zählen, doch sie in sein Kalkül einzusetzen, ist ein unverzeihlicher Fehler.

Rette sich, wer kann!

0800 Uhr: Das Infanteriefeuer ist verstummt. Drei bedingt einsatzbereite Tiger fahren unter Führung eines Feldwebels, der ein erfahrener Kampfwagenkommandant ist, in eine Stellung an der Bahnlinie.

Der Leutnant bleibt mit zwei kampfunfähigen Panzern (Kanonenschaden) beim Kampfgruppen-Gefechtsstand. Bei weiterer Annäherung des Feindes will er die zurückbleibenden Panzer sprengen.

Vormittag: Ueber Rollbahn und Gelände zieht ein Strom zurückflutender Soldaten. An der Kreuzung Rollbahn-Bahnlinie versuchen einige Offiziere und Unteroffiziere die sich absetzenden Soldaten aufzufangen. Das gelingt nur zu einem geringen Teil. Die Masse läßt sich nicht aufhalten. Diejenigen aber, welche die Sperre nicht durchbrechen oder umgehen können, werden in Gruppen eingeteilt und zur Verteidigung zwischen die Panzer eingewiesen. Doch es ist ein nutzloses Unternehmen, denn die zunächst willig in die befohlenen Stellungen abmarschierenden Gruppen lösen sich unterwegs bereits wieder auf und setzen ihre Fluchtbewegung fort.

Gegen 1000 Uhr: Ueber Funk bittet der Feldwebel um einen Lagebericht. Dreimal muß er die Bitte wiederholen, dann kommt als Antwort: «Unbekannt. Die vor zwei Stunden entsandte Aufklärungsgruppe ist nicht zurückgekehrt!»

Soldaten werden angehalten und, soweit sie dieser Aufforderung nachkommen, über die Lage befragt. Viel ist mit ihren Aussagen nicht anzufangen. Diese sind zusammenhang-

los und verwirrt. Bei einiger Phantasie ergibt sich folgendes Bild:

1. Der Feind ist auf breiter (!) Front durchgebrochen.
2. In dem Gebiet nördlich von Potash befinden sich keine eigenen Kampfeinheiten.
3. Die in den Ortschaften nördlich von Potash gelegenen Versorgungsteile und Nachschubeinheiten sind vom Feind völlig überrascht worden (?). (Sehr wahrscheinlich aber nicht vom Feind überrascht, sondern von der Panikwelle mitgerissen!)
4. Nirgends ist eine starke und entschlossene Führung vorhanden.
5. Die Truppen behindern sich überall gegenseitig in ihren Bewegungen.
6. Befehle werden kaum befolgt. Die Soldaten haben sich fast überall selbständig gemacht.
7. Nur an einigen Stellen leisten kleine, rasch zusammengestellte Kampfgemeinschaften Widerstand. (Es ist aber niemand in der Lage zu sagen, wo gekämpft wird. Auch ist nichts von Kämpfen zu hören.)

Gegen 1100 Uhr: Offener Funkspruch vom Leutnant: «Kampfgruppen-Gefechtsstand wird verlegt. Neuer Standort wird durch Melder mitgeteilt. Ich sprengte die Panzer!»

(Die Meldung über den neuen Gefechtsstand ist nie bei der «Panzer-Kampfgruppe» angekommen!) Die Detonationen der Sprengungen wirken nicht sehr beruhigend auf die Fliehenden. Ueberall erschallt der Ruf: «Der Iwan! Der Iwan!» Wer kann, beschleunigt seine Gangart. Ein heilloses Durcheinander wälzt sich über die ohnehin kaum befahrbare Rollbahn. Panjewagen und Motorfahrzeuge versperren sich gegenseitig und untereinander den Weg. Kutscher und Fahrer fluchen. Einige Dienstgrade wollen Ordnung in das Wirrwarr bringen. Doch ihre Bemühungen scheitern — müssen scheitern, weil sie selbst den Ueberblick verloren haben und sich durch ihre Befehle nur eigene Vorteile zu verschaffen suchen. Verhängnisvoll wirkt sich auch aus, daß beim Aufbruch der Truppen nur eine allgemeine Marschrichtung angezeigt und kein Ziel genannt, kein bestimmter Auftrag gegeben ist. Nun sind die Verbände auseinandergerissen. Die kampfungewohnten Soldaten, denen die Furcht im Nacken sitzt, wollen eine feste Verteidigungslinie erreichen, nicht von Ortschaft zu Ortschaft ziehen, um dann wieder die Gajagten zu sein.

Die Panzerbesatzungen versuchen immer wieder, die Soldaten von der Sinnlosigkeit ihres Handelns zu überzeugen; sie versuchen, sie davon zu überzeugen, daß ihre Einzelaktionen die Situation nur noch verschärfen, sie versuchen, sie davon zu überzeugen, daß sie führerlos nur ins Verderben laufen. Aber die zurückflutenden Soldaten haben nur ein Lächeln für die Panzermänner. Selbst Offiziere lassen sich nicht überzeugen und können sich nicht aufrufen, das Gesetz

des Handelns an sich zu reißen. Sie lassen sich mittreiben. «Wir sind machtlos. Die Soldaten gehorchen nicht mehr!», so argumentieren sie. Der Leutnant hat nach der Sprengung der Panzer die Zugmaschine mit aufgesessener Werkstattgruppe und den fünf Tigern mit einem sechsten im Schlepp nach Uman in Marsch gesetzt. Er selbst befindet sich jetzt bei den Panzern an der Bahnlinie.

Eine Falle?

Mittag: Es ist unglaublich, wieviel Truppen in dem Raum nördlich der Bahnlinie gelegen haben. Die Fahrzeugkette auf der Rollbahn reißt überhaupt nicht ab. Und in dieser Masse gibt es keine beherzten Männer, keine Führerpersönlichkeiten, die bei ihren Untergebenen Vertrauen genießen. Das ist kaum zu glauben.

Der Feldwebel macht den Vorschlag, die Rollbahn zu sperren und zunächst Offiziere und Unteroffiziere am weiteren Zurückgehen zu hindern — notfalls mit Waffengewalt. Während der Leutnant noch überlegt, wird der «Führer der Panzerinheit» in das Wärterhäuschen an der Kreuzung Rollbahn-Bahnlinie befohlen.

«Wer befiehlt das?» — «Der Divisionskommandeur, Herr Leutnant!»

Es dauert nicht lange, dann ist der Leutnant wieder bei den Panzern. Niedergeschlagen geht er auf den Feldwebel zu: «Wir sollen vorfahren!» — Mehr sagt er nicht. Der Feldwebel lächelt: «Sie machen Witze, Herr Leutnant.» — «Nein, der General hat befohlen, daß die Panzer sofort vorzufahren haben. Wir sollen den Feind aufhalten, damit hier eine Verteidigungslinie aufgebaut werden kann.» — «Und wohin sollen wir fahren?» fragt der Feldwebel. «Und welchen Feind sollen wir aufhalten? Seit heute Morgen ist doch kein Schuß mehr gefallen. Es kann uns auch keiner sagen, wo der Feind steht. Ich lehne die Ausführung des Befehls ab, Herr Leutnant. Außerdem ist das kein Befehl. Ich verlange einen klaren Auftrag, denn ein Angriff ist schließlich keine Vergnügungsfahrt.»

Der Leutnant ist dennoch der Meinung, den Befehl ausführen zu müssen. Auch der Hinweis des Feldwebels, daß die Panzer defekt sind, kaum Munition und nur sehr wenig Betriebsstoff haben, ist für ihn kein Grund, eine Befehlsverweigerung zu begehen.

Ganz konsequent entscheidet der Feldwebel: «Herr Leutnant, wir fahren nicht! Ich werde, wenn Sie es nicht tun, dem General davon Meldung machen.»

Der Feldwebel geht, kommt aber schon bald wieder zurück. Welche Entscheidung bringt er mit? Zum Erstaunen aller: Im Wärterhäuschen hat er weder einen General noch einen Offizier angetroffen. Von einem dort eingerichteten Gefechtsstand kann überhaupt keine Rede sein. — Das ist

unmöglich! Der General hat doch dem Leutnant persönlich den Befehl erteilt. Soll das nur ein Spuk gewesen sein? Die Panzersoldaten stehen vor einem Rätsel, dessen Lösung ihnen weder jetzt noch später gelingt. *)

Panzer greifen an

Nachmittag: Immer noch ziehen die Soldaten querfeldein an den Panzern vorüber. Einige haben sich beritten gemacht, ausgespannte Panjepferde. Ohne Sattelzeug, mehr hängend als sitzend und sich an der Mähne des Vierbeiners krampfhaft festhaltend, galoppieren sie ins «rettende Hinterland». Die Furcht, vom Gegner überannt zu werden, ist stärker, als der Wille zum Widerstand.

Auf der einspurigen Rollbahn fahren die LKWs zu zwei und drei Fahrzeugen nebeneinander. Es kommt, wie nichts anders zu erwarten: Die Fahrzeuge bleiben in dem grundlosen Boden stecken und bilden für die nachfolgenden ein unüberwindbares Hindernis. Am späten Nachmittag ist die Rollbahn vollkommen verstopft. Kein Fahrzeug bewegt sich mehr. Die Besatzungen treten den Fußmarsch an.

*) Heute, nachdem bekannt ist, daß in kritischen Lagen wiederholt feindliche Agenten in deutschen Uniformen aufgetreten sind und versucht haben, noch mehr Verwirrung anzustiften, muß angenommen werden, daß der General nicht echt gewesen ist.

Für diese Annahme sprechen:

- das plötzliche Auftreten und ebenso plötzliche Verschwinden des «Generals» und
- der völlig inhaltslose Befehl.

Wenn wirklich die Absicht bestanden hätte, hier bei Potash zu verteidigen, dann hätte der für die Verteidigung verantwortliche Offizier niemals befohlen: «Fahren Sie vor» mit der, allerdings unausgesprochen gebliebenen Ergänzung: wohin ist mir egal!

Es bleibt auch die Frage: Wer sollte denn verteidigen, wenn ausgerechnet die einzigen zur Verfügung stehenden Verteidiger, nämlich die Panzer, in die Wildnis geschickt werden?

Wenn das Vorfahren der Panzer einen Angriff hätte markieren sollen, so muß dazu bemerkt werden, daß drei oder vier vorfahrende Panzer eine Fluchtbewegung solchen Ausmaßes niemals zum Stillstand bringen können. Die Panzer wären unweigerlich ins Verderben gefahren. Das sollte wohl auch bezweckt werden.

Ferner muß berücksichtigt werden, daß die Panzerbesatzungen während des ganzen Vormittags versucht hatten, die zurückflutenden Soldaten von der Sinnlosigkeit ihres Tuns zu überzeugen. Gute Worte und die nicht zu verachtende Kampfkraft der vier Tiger (die wahre Stärke war äußerlich ja nicht zu erkennen) aber hatten keinem Soldaten Mut zur Verteidigung einflößen können.

Es kann hier also nur die Feststellung getroffen werden:

1. Der General ist nicht echt gewesen und
2. der Leutnant, kampfbereit und panzerunfähig, hatte sich einzig und allein durch die Uniform und den Dienstgrad einschüchtern lassen.

Einige erinnern sich an einen Befehl, der besagt, daß kein Wehrmachtsgut unbeschädigt in die Hände des Feindes fallen darf. Sie zünden kurzerhand ihre Fahrzeuge an. Diese Selbstvernichtungsaktion macht Schule und bald brennen Hunderte und aber Hunderte von Fahrzeugen.

Dämmerung: Nur noch einzelne Gruppen kommen an den Panzern vorüber. Die ständige Frage der Panzerfahrer: «Wo befindet sich der Feind?» wird sehr unterschiedlich beantwortet. Einige meinen: Vielleicht noch drei Kilometer von der Bahnlinie entfernt; andere: Er kommt gleich hinter uns. Fahrt man zurück und nehmt uns mit; wieder andere behaupten: Er ist schon im Rücken der Panzer. – Gesehen aber hat ihn keiner. Die Soldaten vermuten nur.

Abend: Durch das Knistern der brennenden Fahrzeuge vernimmt der Feldwebel Geräusche aus Richtung Bahndamm. Die Kommandanten der anderen Panzer werden über Funk von der Wahrnehmung verständigt. Alle horchen und beobachten. Der Feldwebel schießt ein weißes Leuchtzeichen. Deutlich sind am Bahndamm Gestalten zu sehen. Es sind Feinde. Zu spät gehen sie in Deckung. Mit den Maschinengewehren wird der Bahnkörper bestrichen. Die Fahrer setzen die Panzer dabei langsam zurück, denn ohne Infanterieunterstützung ist ein Verbleiben in dieser Stellung «Selbstmord».

In diesem Augenblick blitzt es rechts aus Richtung Ortschaft auf. Feindliche Panzer! – Nun wird es kritisch. Die Tiger können den Panzerkampf nicht annehmen, denn die frontal angreifende feindliche Infanterie kann nicht ausgeschaltet werden. Sie kann also unbeobachtet auf Nahkampferntfernung herankommen. Das ist gefährlich. Die Tiger müssen wenden. Der Feldwebel gibt dazu Feuerschutz. Dennoch wird dem Panzer am weitesten rechts die Kette abgeschnitten. An Montage ist in dieser Lage natürlich nicht zu denken. Abschleppen kommt auch nicht in Frage, denn mit einem Panzer auf nur einer Kette ist in diesem schwierigen Gelände kein Weiterkommen. Die Besatzung muß ausbooten und steigt auf den Panzer des Kommandoführers über, der sofort zum weiteren Rückmarsch startet, während die beiden anderen nach Uebernahme der Munition den ausgefallenen Tiger in Brand schießen. Sieben Schuß sind dazu nötig. Munitionsverschwendung, doch erforderlich, denn an Bord des Panzers befinden sich keine Sprengladungen.

Das letzte Aufgebot

Der Rückzugsweg führt an der brennenden Rollbahn entlang. In Pomoynik stoßen die beiden Tiger auf zwei Panther, drei Panzer IV und etwa 50 Infanteristen. Diese Streitmacht kommandiert ein älterer Hauptmann. Doch wohin des Weges? – «Wir sollen die

Verteidigungslinie bei Potash verstärken.» – «Da hat es nie eine gegeben, Herr Hauptmann», klärt der Feldwebel den Offizier auf. «Außerdem kommen direkt hinter uns die neuen Besitzer von Potash mit ihren Panzern.» – «Dann werden wir wohl hier verteidigen müssen», antwortet der Hauptmann und fügt höflich hinzu: «Sie unterstützen uns doch, nicht wahr?»

Der Feldwebel schildert, was sich in Potash und nördlich davon abgespielt hat und kommt zu dem Schluß: «Es wird wenig Sinn haben, Herr Hauptmann. Ohne Aufklärung, ohne irgendwelche Angaben über den Feind können wir nichts unternehmen oder gar halten, schon gar nicht während der Nacht. Der Feind wird uns einfach umgehen. Diese Ortschaft ist doch unwichtig. Wir sollten uns schnell zurückziehen und uns in eine bessere Verteidigungslinie einreihen.» – «Aber wo? Es gibt nirgends eine.»

Der Hauptmann will also verteidigen, weil nirgends etwas vorbereitet ist. Er will, daß sich die Fluchtbewegung, der Paniksturm hinten irgendwo ausläuft. Er hofft dieses Ziel erreichen zu können, wenn er an diesem Ort verteidigt. Denn, so ist seine Meinung, wenn der Abstand zwischen der eigenen Truppe und dem Feind größer wird, dann wird auch eine Beruhigung eintreten. Kann das aber mit dieser Streitmacht an dem gewählten Ort erreicht werden? Es ist kaum anzunehmen, denn der Wille allein ist nicht entscheidend. Waffen und Munition geben hier den Ausschlag, nicht zuletzt der Geist der Truppe, die Kampfmoral.

Die Tigerleute sind nahe daran, die Luckendeckel zu schließen und den Marsch fortzusetzen. Aber sie schämen sich doch ein wenig bei diesem Gedanken. Sie bleiben.

Auch die Panther und Panzer IV sind nur bedingt einsatzfähig. Das Infanteriekommando der «Kampfgruppe», ein bunt zusammengewürfeltes Haufen, ist ursprünglich 200 Mann stark gewesen. Ueber die Hälfte davon hat sich bereits während des Marsches wieder abgesetzt. Die anderen, bis auf 40/50 Mann, sind in der Ortschaft «verlorengegangen».

Der Hauptmann hat mit den Panzerkommandanten in aller Eile einen Verteidigungsplan ausgearbeitet. Die Panzer sollen vor der Ortschaft in Stellung gehen. Die beiden Tiger in der Mitte als Spitze, die beiden Panther an den Flügeln und die Panzer IV jeweils zwischen den «großen Brüdern». Die Infanteristen sollen vorerst bei den letzten Häusern in Deckung bleiben.

Beim Verlassen der Ortschaft schlägt den Panzern ein mörderisches Feuer entgegen. Von drei Seiten werden sie beschossen. Der Spitzenpanzer – ein Panther – erhält einen Volltreffer und steht im Nu in Flammen. Von der Besatzung kann sich keiner mehr retten. Der Richtschütze im ersten Tiger (der Panzer fährt an zweiter Stelle, Kom-

mandant ist der Feldwebel) weiß nicht, was er machen soll. Ueberall blitzt es auf. Er schießt wahllos in die Finsternis und schreit seinen Ladeschützen an, weil ihm das Laden nicht schnell genug geht. Dabei haben sie nur höchstens 20 bis 25 Schuß Munition an Bord, können sich also auf keinen längeren Kampf einlassen. Mit dem sechsten Schuß haben sie Glück. Volltreffer beim Feind. Natürlich ist es ein Zufallstreffer, aber er bringt doch wieder etwas Selbstvertrauen. Der brennende Panther blockiert den Weg. Der Tiger dahinter steht wie auf einem Präsentierteller vor der Kullisse der mittlerweile in Brand geschossenen Ortschaft. Für den Feind muß es eine Freude sein, ein dunkles Objekt vor einem hellen Hintergrund bekämpfen zu können.

Die anderen Panzer greifen nicht in den Feuerkampf ein. Sie sind, wie der Tigerkommandant mit Schrecken feststellt, plötzlich wie vom Erdboden verschwunden. Der eine Tiger steht allein. Das ganze Feuer des Feindes richtet sich gegen diesen einsamen, unfreiwilligen «Verteidiger» von Pomoynik. Die Treffer, die der Kampfwagen erhält, sind schon gar nicht mehr zu zählen. Dennoch gibt der Feldwebel den Befehl zum Absetzen erst nach Erhalt eines Turmklemmers, der den Panzer kampfunfähig macht. Die Kanone steht auf ein Uhr und bleibt starr in dieser Richtung stehen. Kurz vor dem Ortseingang reißt ein weiterer Treffer den geschlossenen Deckel der Ladeschützenluke weg. Kommandant und Ladeschütze werden durch Splitter am Kopf verwundet. Der Kommandant wird ohnmächtig. Seine Stelle übernimmt der Richtschütze, ein Unteroffizier.

Im Schutz der ersten Häuser läßt der Unteroffizier den Panzer wenden und halten. Er hält Ausschau nach den Kameraden. Doch weder die Panzer, noch die Infanteristen, noch sonst ein Lebewesen kann er entdecken. Sie sind allein.

«Fahrer, marsch!»

Die Hauptrollbahn ist in der Ortschaft durch brennende Fahrzeuge blockiert. Der Weg nach Molodetskoye ist frei. Er wird gewählt, denn besser eine kurze Strecke quer zum Feind, als in dem Rudel brennender Fahrzeuge festgefahren.

Etwa einen Kilometer hinter Pomoynik treffen die beiden Tiger wieder zusammen. Das ist reiner Zufall, denn der Kommandant des «geflüchteten» Panzers ist sich über den weiteren Marschweg nicht im klaren und hat aus diesem Grunde halten lassen.

Der Feldwebel erwacht aus seiner Ohnmacht. Er will wissen, warum der Panzer hält und wo sie sich befinden. Der Unteroffizier schildert kurz die Lage, dann übernimmt der Feldwebel wieder das Kommando. Doch bevor er den Marsch fortsetzen läßt, will er erst einmal wissen, warum die Panzer und Infanteristen sich abgesetzt haben, ohne daß er verständigt worden ist. Man will ihm einen ganzen Roman

erzählen, aber er winkt ab und sagt: «Bitte, nur das Wesentliche. Alles weitere wird sich später aufklären.» Und das Wesentliche ist: Der brennende Panther hat den Ausschlag gegeben. Der Kommandant des an dritter Stelle fahrenden Panzer IV hat sich geweigert, die Ortschaft zu verlassen. Er ist mitten auf der Rollbahn stehengeblieben und hat so den Weg versperrt. Die Infanteristen haben daraufhin ohne Befehl ihre Stellungen verlassen und sind in die Ortschaft zurückgegangen. Angesichts dieser Tatsachen hat der Hauptmann den Rückzug befohlen. «Wir haben euch gerufen, aber entweder hat euer oder unser Funkgerät nicht funktioniert.» — «Das ist eine billige Ausrede. Ich werde den Fall noch genau untersuchen, denn so einfach lasse ich mich nicht verkaufen.» Mehr sagt der Feldwebel im Moment nicht dazu. Aufsitzen, marsch! Es geht querfeld ein in Richtung Uman.

Sprengen!

Nacht vom 7. auf den 8. März: Die Fahrt durch das schwere Gelände findet an einem kleinen Fluß, der Revukha, ihr Ende. Das Ufer ist sumpfig und nicht für 60 t schwere Panzer geschaffen. Die Panzerbesatzungen erkunden flußauf- und -abwärts nach einer Uebergangsstelle. Sie haben keinen Erfolg. Ueberall die gleichen Bodenverhältnisse. Das Hindernis muß aber überwunden werden. Also los, erst der eine Panzer, dann der andere. Vorsichtig fährt der Fahrer auf das Wasser zu. Doch schon nach wenigen Metern sackt der Tiger bis zur Kettenabdeckung weg. Die Laufrollen sind verschwunden, die Ketten mahlen, der Koloß steht. Zurückschleppen! Die Abschleppseile werden eingehängt. Die Motoren der beiden Tiger heulen auf — die Seile reißen.

Sprengen! — Wohl noch nie ist dieser Entschluß so rasch und einstimmig gefaßt worden, wie in diesem Augenblick. Ein Tiger mehr oder weniger, das ist selbst den Panzermännern jetzt gleich. Die Maschinengewehre, Munition, Handfeuerwaffen und Funkgeräte sowie Verpflegung, Decken und einige persönliche Gegenstände werden auf den zweiten Tiger umgeladen. Wenig später detonieren die in Motor und Kanone angebrachten Sprengladungen.

Nun wird der Uebersetzversuch mit dem anderen Panzer an einer anderen Stelle wiederholt. Das versumpfte Ufergelände macht keine Schwierigkeiten, der Flußlauf selbst auch nicht, aber am gegenüberliegenden Ufer finden die Ketten keinen Halt. Sie wühlen sich tief in den Boden und schieben die Erde vor sich her. Zurücksetzen und noch einmal einen Anlauf nehmen. Es klappt nicht. Der Panzer bleibt 3 m vom Ufer entfernt stehen und rührt sich nicht mehr von

der Stelle. Nun muß auch dieser Tiger gesprengt werden. Nur mit den nötigsten Ausrüstungs- und persönlichen Gegenständen springen die Panzermänner ans Ufer. Die Funkgeräte, die Visiereinrichtung und das Getriebe werden zertrümmert, die Sprengladungen angebracht und gezündet. Dann ist auch dieser Panzer für immer verloren.

Panzer (zu Fuß), marsch!

Das kleine Häuflein, zehn Mann stark, mit einem eisernen Willen, aber wenig Hoffnung auf ein gutes Ende, marschierst in westlicher Richtung, in Richtung Rollbahn einem unbekannten Schicksal entgegen. Die Bewaffnung dieser Gruppe ist gut: vier Maschinengewehre, drei Maschinenpistolen, etwa dreißig Handgranaten und zwei Leuchtpistolen. Außerdem hat jeder Mann eine Pistole bei sich.

Das Gelände wird immer schwerer. Zäher, schleimiger Brei zieht die Körper bei jedem Schritt nach unten. Streckenweise sacken die Männer bis zu den Waden weg. Vorsichtig wird dann ein Bein vor das andere gesetzt und das hintere jeweils an den Schlaufen der Knobelbecher herausgezogen. Einer läuft sogar schon barfuß. Die Stiefel hat er sich mit einem Gurt um den Hals gebunden.

Mühsam quälen die Männer sich vorwärts. Ihre Gespräche sind verstummt. Jeder geht seinen eigenen Gedanken nach. Und wenn einer eine Frage stellt, bekommt er keine Antwort.

Dann sind wieder die feindlichen Panzer da. Der Fluß, der den Tigern zum Verhängnis geworden ist, hat den T 34 nicht aufhalten können. Auch in dem tief morastigen Gelände, in dem die Soldaten kaum gehen können, bewegen die Feindpanzer sich scheinbar mühelos. Mit Scheinwerfern suchen sie das Gelände ab. Wenn sie die Gruppe im Lichtkegel haben, heulen auch schon ihre Granaten heran. Drei, vier, fünf Einschläge, dann schalten sie ihre Scheinwerfer wieder aus, dann tritt wieder für kurze Zeit Ruhe ein.

Immer wieder müssen die zehn volle Deckung nehmen. Es ist eine Tortur, wie man sie sich nicht schlimmer denken kann. Alles überflüssige Gepäck, dazu zählen selbst die Maschinenwaffen, wird bei diesem «Stehaufmännchen-Spiel» zurückgelassen. Die Männer müssen die Hände frei haben, denn sie benötigen sie zum Fortbewegen. Die Beine allein schaffen es nicht mehr.

Mitternacht ist vorüber. Nach Ueberwindung einer kleinen Anhöhe taucht das flammende Band der Rollbahn vor der Gruppe auf. Die Männer reißen die müden Glieder noch einmal zusammen. Sie klammern sich fest an den kleinen Hoffnungsschimmer in etwa achthundert bis tausend Meter Entfernung. Das mühselige Fortbewegen fällt ihnen nun gar nicht mehr so

schwer. Einer fängt sogar an zu singen: «Es ist so schön, Soldat zu sein.» Aber das Lied stößt auf wenig Gegenliebe, denn noch sind sie die Gehetzten, noch sind sie auf der Flucht vor den feindlichen Panzern, die immer noch mit Scheinwerfern und Granaten operieren. Anscheinend aber haben sie ihre Marschrichtung etwas geändert, denn sie sind nun nicht mehr direkt hinter der Gruppe, sondern rechts von ihr. Auch der Abstand hat sich wesentlich vergrößert. Dann ist die Gruppe an der Rollbahn. Endlich! Doch wenn einer geglaubt hat, dort festeren Boden unter die Füße zu bekommen, so hat er sich getäuscht. Matsch, weiter nichts als Matsch und Schlamm sind auch hier die Elemente des Bodens. Die Natur gönnt den Flüchtlingen einfach keine Marscherleichterung.

Auf der Rollbahn steht Fahrzeug hinter Fahrzeug, aber es brummt kein Motor mehr. Die meisten stehen in Flammen. Munitionsfahrzeuge inszenieren ein herrliches Feuerwerk.

Wer hat all' die Fahrzeuge gezählt, die in dieser einzigen Nacht auf der Rollbahn von Potash nach Krasnopolka vernichtet worden sind; wer hat die Güter geschätzt, die den Flammen zum Opfer gefallen sind? Doch darum kümmert sich niemand.

Auf dem grundlosen Boden neben der eigentlichen Fahrstrecke bewegen sich nur noch Menschen und Tiere. Schöpfungen der Natur, trotz der Natur und Gewalt. Wo die Maschine versagt hat, kämpfen Lebewesen um ihr nacktes Leben, um ihre Existenz. Abgekämpft, müde und teils apathisch erreichen die zehn Panzermänner den Ort Krasnopolka. Die Häuser und Katen haben etwas Anziehendes an sich: Sie laden ein zum Bleiben. Gern würden sie irgendwo einkehren, und wenn es die schmutzigste Baracke ist; gern würden sie sich in irgendeine Ecke legen und von den Strapazen ausruhen; gern würden sie sich von den verdreckten Klamotten befreien, von den nassen Strümpfen und den bleischweren Stiefeln. Aber sie dürfen diese Gedanken und Wünsche nicht in die Tat umsetzen, denn der Feind ist ihnen noch gefährlich auf den Fersen.

An der Grenze der Meuterei

In der Mitte der Ortschaft gibt es eine Stauung. Was ist los? — Auffangstelle! — Kommandos erschallen. Die Soldaten sollen antreten, unmittelbar neben den brennenden Fahrzeugen. Wahnsinn! — Jetzt sind auch die Panzermänner zu keiner kämpferischen Aktion mehr aufgelegt und auch nicht gewillt. Sie sind fertig — restlos fertig. Ueberall wird geschimpft und geflucht. Das ganze Vokabular der Landersprache ist zu hören.

Die Straße ist an einem Engpaß durch Feldgendarmarie abgesperrt. Niemand wird durchgelassen, alles auf einen freien Platz vor der Kirche ab-

gedrängt. Dort stehen zwei Sturmgeschütze und ein Panzer IV. Immer wieder werden Kommandos gegeben, doch niemand reagiert darauf.

Ein Feldweibel aus dem großen «Treck» fordert die Soldaten auf, an die Seite zu treten, sich den Befehlen zu unterwerfen und sich zu formieren. Hohngelächter ist die Antwort. Aber damit nicht genug: einige Soldaten schlagen auf den Feldweibel ein und reißen ihn zu Boden. Keiner wagt es, den Feldweibel zu unterstützen; alle fürchten sich vor der Gewalt der Masse.

Die Soldaten bewegen sich hart an der Grenze der Meuterei.

Eine gewaltige Detonation in unmittelbarer Nähe gibt der Panik neue Nahrung. — Einschlag? — Nein! — Die Rauchsäule steht auf dem Platz vor der Kirche. Der Panzer ist gesprengt worden, ohne Rücksicht, inmitten der vielen Soldaten. Das ist Meuterei; wer will hier den Schuldigen fassen. Er oder sie sind untergetaucht.

Nach dieser Detonation gibt es kein Halten mehr. Die Absperrung wird überrannt. Den Feldgendarmen werden die Blechschilder vom Hals gerissen. Wer sich von ihnen wehrt, wird ohne viel Umstände an die Seite geschoben.

Bewegen die Soldaten sich wirklich nur an der Grenze der Meuterei? Ja, denn in dieser Situation kann nicht von einer bewußten Meuterei gesprochen werden. Es ist eine Panik, verschuldet von einer unzulänglichen Führung; eine Panik, die sich zu einem Chaos ausgeweitet hat und nun keine Grenzen mehr kennt. Nur frisch herangeführte Truppen könnten hier Abhilfe schaffen. Diese Truppen aber kommen nicht. Entweder sind keine vorhanden oder die Führung hat noch nicht erkannt, was geschehen ist. Eigenartigerweise tauchen auch nirgends Offiziere auf, oder haben sie alle ihre Dienstgradabzeichen abgelegt?

Die Flucht geht weiter. Die Kutscher der Panjewagen, die einzigen noch bewegungsfähigen Fahrzeuge, schlagen auf ihre Pferde ein, treiben sie zu noch größerer Eile an und greifen selbst in die Speichen, wenn die Tiere vor Ueberanstrengung kapitulieren.

Am Ortsausgang steht ein Tiger — gesprengt. Das ist der 20. (der 19. ist an der Rollbahn von Pomoyunik—Krasnopolka gesprengt worden). Wo ist der 21., der Führer des Nachkommandos?

Viele Soldaten sind am Ende ihrer Kräfte. Sie brechen mitten in der Kolonne zusammen und werden von den nachfolgenden Kameraden achtlos überlaufen, auch wohl von den Ge spannen. Es kümmert sich keiner mehr um den anderen. Nur das eigene Leben gilt noch etwas, das der Kameraden ist bedeutungslos geworden. Gemein und unmenschlich, bar jeder Humanität ziehen die Soldaten an dem Elend und Schrecken vorüber. Sie sehen das alles gar nicht mehr. Weiter, weiter — nur nicht aufhalten las-

sen; — das eigene Leben ist in Gefahr; das Leben, das vielleicht auf den nächsten hundert Metern ebenfalls zertreten, unbeachtet ausgehaucht wird.

Gibt es für dieses Verhalten noch eine Entschuldigung? — Sicher, denn das Versagen der Truppe, das Versäumnis der selbstverständlichsten Pflichten des einzelnen Soldaten können nicht bei den Fliehenden gesucht werden. Diese Fehler liegen tiefer, besser gesagt: diese Fehler liegen höher. Nicht der Soldat aus Buki, aus Potash, aus Pomoyunik oder wie die Ortschaften sonst heißen kann für dieses abscheuliche Benehmen und Verhalten schuldig gesprochen werden. Die Verantwortung dafür trägt die Führung, und da auch nicht ein einzelner, sondern die gesamte. Sie hat es versäumt, nach der erfolgreichen Schlacht bei Tscherkassy eine stabile Front aufzubauen, denn mit einer Aktion des Gegners mußte ja gerechnet, muß immer gerechnet werden; sie hat es versäumt, die Truppe in die Lage einzuweisen. Zumindest hätten die Kommandeure und Führer der im rückwärtigen Gebiet gelegenen Einheiten von der wahren Lage unterrichtet werden müssen, nämlich, daß gar keine richtige Front da ist (vielleicht auch nur eine Annahme des Verfassers!). Das ist in keinem Fall geschehen, denn sonst hätte eine derartige Panik, ein derartiges Chaos nicht ausbrechen können.

Ausklang

Ueber das Schicksal der großen Masse kann hier nicht Auskunft gegeben werden, denn der Fußmarsch der zehn Panzermänner (Der Verfasser dieser Schilderung gehörte zu ihnen) endet auf halber Strecke Krasnopolka-Voytowka. Dort steht abseits der Rollbahn der Kommandoführer mit dem 21., dem letzten Tiger. Mit der größten Selbstverständlichkeit klettern die ausgebooteten Panzerbesatzungen auf den letzten fahrbaren Untersatz, an dem die Kameraden bereits wie die Trauben hängen. Doch für einen Fuß und für eine Hand finden auch sie noch einen Halt.

Im Morgengrauen wird das verhältnismäßig ruhige Uman erreicht. (Die Stadt wird zwei Tage später, am 10. März, aufgegeben.) Auf dem Flugplatz stehen riesige Transportflugzeuge, die aber wegen des weichen Bodens nicht starten können. Doch das nur am Rande. Der Leutnant wird mit seinem Tiger zurückgehalten, während die anderen Soldaten seines Kommandos auf die Eisenbahn (zunächst auf einen Panzerzug) umsteigen und nach Shmerinka fahren. Auf dem weiteren Weg zur Abteilung werden sie in Pomorzany mit neuen Tigern ausgerüstet, die für die Division «Großdeutschland» bestimmt sind. Als selbstständige Kampfgruppe werden sie bei Tarnopol eingesetzt.